Da war doch mal was

Wie unser abstraktes Denken die Sinnhaftigkeit des Lebens verdeckt

von Tony Hofmann

Abstrahiere und Herrsche

Abstraktion ist das Erfolgsrezept der westlichen Welt. Seit mehr als zweitausend Jahren wenden wir dieses Rezept an, und nach solch einer langen Testphase kann man behaupten: es funktioniert.

Erfunden hat es Aristoteles[1]. Also, ich weiß nicht, ob er es wirklich erfunden hat, aber er war wohl der erste, der diese Dinge mit Nachdruck seinen Mitmenschen nahe gebracht hat. Zumindest kennen wir ihn und seine Worte noch heute. Er hat einfach irgendwann begonnen, alles in Kategorien einzuteilen. Systematisch. Das ist der erste Schritt hin zur Abstraktion: Zerlege die Welt, wie mit einem scharfen Gedankenskalpell, und schaffe Kategorien, die sich voneinander unterscheiden. Teile und herrsche. Damit sind wir eigentlich auch schon beim zweiten Schritt, denn was erst mal zerlegt ist, lässt sich leichter benutzen. Kleine, überschaubare und definierte Häppchen sind nun mal handlicher als das große Ganze. Und schließlich, der dritte Schritt: setze die Teile, die du erzeugt hast, neu zusammen. Das ist das ganze Geheimnis. Jedes Kind, das heutzutage mit Legosteinen spielt, hat implizit schon verstanden, wie das geht.

Die alten Römer haben dieses Grundprinzip als erste zu einer vorläufigen Vollendung gebracht und damit ein Weltreich geschaffen. Gallia est omnis divisa in partes tres: Gallien ist in seiner Gesamtheit in drei Teile gegliedert. So beginnt Cäsar seinen Bericht über den Gallischen Krieg. Teile und herrsche. Und jeder, der Asterix-Comics gelesen hat, weiß: ein römisches Kastell sieht immer gleich aus. Das abstrakte Prinzip „Kastell" tauchte überall im Reich in gleicher Form auf, egal aus welchen Bäumen die Palisaden gefertigt waren, aus denen es bestand. Auch die typisch römische Rüstung hat ein Soldat im heißen Afrika genauso getragen wie im kalten Germanien. Eine Zenturie bestand immer aus hundert dieser Normsoldaten, egal, gegen welche Barbaren sie im Kampfe eingesetzt wurde. Und genormte römische Sesterzen (kleine runde Metallscheibchen, in die das Portrait des jeweiligen Herrschers eingeprägt war) waren in Friedenszeiten der Exportschlager schlechthin.

[1] vgl. auch Pirsig (1978)

Universelle Prototypen sind (fast) unerschütterlich

Abstraktion erzeugt Prototypen, die sich universell einsetzen und beliebig und preisgünstig reproduzieren lassen. Wir machen es ja auch heute noch so: jedes DIN-A-4-Blatt, das wir im Laden kaufen, hat die gleiche Größe und passt ganz genau in jeden Briefumschlag. Jedes Billy-Regal, das wir bei Ikea auf den Einkaufswagen wuchten, kostet nicht viel, sieht aus wie jedes andere und passt in jede Neubauwohnung mit genormter Deckenhöhe. Und jeder der jungen Menschen, denen wir in unseren Schulen weihevoll Papierstücke überreichen, auf denen das Wort „Abitur" steht, sollte eigentlich denselben, genormten Wissensstand haben.

Den haben sie aber nicht. Und hier sind wir schon beim ersten lästigen Problem mit der Abstraktion: immer, wenn der Faktor *Mensch* ins Spiel kommt, wird es kompliziert. Sind wir doch mal ehrlich – Sie und ich, wir lassen uns nicht in einem Netz von abstrakten Konzepten und Annahmen darüber, wer wir sind, einfangen. Sie sind mehr, als ein Facebook-Profil. Oder?

Auch die Natur ist so ein Problemfall: sie lässt sich einfach nicht in den Griff bekommen. Gerade mal zweihundert Jahre der industriellen Nutzung dankt sie uns heute mit dem Klimawandel. Und wenn wir ganz ehrlich sind, macht uns sogar die Technik, die eigentlich ein Kind der Abstraktion ist, oft genug einen Strich durch die Rechnung. Genormte japanische Atomkraftwerke widersetzen sich ungenormten Meereswellen nicht so, wie wir das eigentlich wollen. Wer hätte das vorhersehen können?

Trotzdem zeigt sich die Abstraktion über alle Zweifel erhaben. Wir glauben: diese Irregularitäten kriegen wir schon noch in den Griff, wenn wir nur lange genug forschen und weiter erfinden. Von den eben genannten Risiken und Nebenwirkungen mal abgesehen, bleibt die Abstraktion auch für uns das Erfolgsrezept, das sie schon für unsere Großeltern und Urgroßeltern war. Denn schließlich macht sie uns das Leben bequem. Auch ich knipse den Lichtschalter an, anstatt mit einem Feuerstein Licht zu schlagen, stelle Wurst und Käse in den Kühlschrank und nicht in die heiße Sommerluft. Auch ich setze mich ins Auto, um auf einem Band aus grauem Asphalt mit definierter Fahrbahnbreite und ebener Fläche kilometerweit zur

Arbeit zu fahren und gehe nicht durch Wälder und Wiesen über Stock und Stein zu Fuß.

Zu viel des Guten

Die Abstraktion als Grundprinzip funktioniert so gut, dass sie seit Jahrzehnten aus unserer Welt auch in fernöstliche oder in sogenannte Entwicklungsländer hinüber fließt.

Dabei erhoffen sich manche von uns von den Kulturen ebendieser Länder eigentlich Erlösung von der Abstraktion. Erlösung? Wieso sollte man sich von etwas, das so gut funktioniert, durch Yoga, Ayurveda oder Feng Shui erlösen lassen? Auf den ersten Blick scheint diese Frage paradox zu sein. Auf den zweiten Blick jedoch nicht mehr: manche von uns ahnen, dass es eigentlich zu viel ist mit der Abstraktion. Wir verspüren hin und wieder in unserem Leben eine Sehnsucht nach einem unbestimmten „Mehr", einen vom Norm-Alltag verdeckten Wunsch nach Lebendigkeit, Sinn und individuellem Glück.

Wahrscheinlich haben Sie Ihre ganz eigenen Ideen dafür, wo und wie Sie die Ödnis Ihres eigenen Lebens überwinden wollen. Wir alle entdecken immer wieder aufs Neue Ansatzpunkte zur Wunscherfüllung: in Hobbys, in unseren Partnern und Kindern, im Fußball, in Konzertbesuchen, Vernissagen und Lesungen, in sexuellen Abenteuern, in der Politik, im Spekulieren an der Börse, im Reisen in ferne Länder, auf Partys und Happenings, in Töpferkursen oder im persönlichen Fortkommen im Beruf. Dabei ist es gar nicht immer ausgemacht, dass das alles so funktioniert, wie wir es uns erhoffen.

Eine andere Frage ist: Warum investieren Sie eigentlich so viel Zeit, Geld und Energie? Was motiviert Sie? Warum bleiben Sie nicht einfach stehen: hier, wo Sie jetzt gerade sind? Was ist das „hier", an dem wir manchmal leiden, was ist der Kern des Unerträglichen, das uns immer wieder antreibt, den aktuellen Zustand zu verändern und uns Neuem zu öffnen? Oder: Was macht das „hier" manchmal so unaushaltbar, dass wir nur noch weg wollen, gar nichts mehr spüren, flüchten, uns ablenken und zerstreuen? Und warum bauen wir Erlebnisparks mit immer größeren Achterbahnen und Menschenschleudern, warum stürzen wir uns an Gummiseilen von Brücken, warum konsumieren wir Drogen, Pornographie und holen uns „Kicks", die wieder Leben dorthin bringen sollen, wo in der konzeptuellen Leere kein Leben mehr spürbar ist?

Ich glaube, ein solch unerträgliches, nicht mehr auszuhaltendes „Hier!" terrorisiert uns immer dann, wenn wir in der Abstraktion zu leben beginnen. Dann können wir sie nicht mehr nutzen und wieder weglegen, wie ein Werkzeug, sondern bleiben darin gefangen. Abstraktion ist so sterbenslangweilig, dass wir uns fühlen, als seien wir abgeschnitten von allem, was atmet und lebendig ist (vgl. auch Svendsen, 2002). So etwas kann niemand lange aushalten. Je mehr wir in die Abstraktion hineingeraten, desto schrecklicher ist dieser Zustand für uns - wir würden schlichtweg verrückt werden, würden wir uns zu lange bewusst darin wiederfinden.

Und doch finden wir manchmal kaum noch einen Ausweg aus der Abstraktion des Alltags. Der Philosoph Martin Heidegger (1986, Orig. 1927) nennt diesen Zustand die Seinsvergessenheit des modernen Menschen: im *uneigentlichen* Leben können wir gar nicht mehr *nicht abstrakt sein* und ersticken daran. Der theoretische Modus, in dem wir uns ganz selbstverständlich befinden, durchdringt und steuert uns, als wären wir Maschinen. Wir erleben nicht ein ganzheitliches In-der-Welt-sein, sondern sagen, im Sinne der Abstraktion: „Hier bin ich" und „Dort ist ein Stückchen Welt mit bestimmten, definierten Eigenschaften".

Teile und herrsche: Hier bin ich und dort sind Menschen, die ich durch meine konzeptuelle Brille anschaue, und dort ist ein Stückchen Natur, aus dem ich einen bestimmten Nutzen ziehen möchte. Tiefe, langsam gewachsene Beziehungen zu Freunden werden zu flexiblen Zweck- und Spaßfreundschaften, die bei einem Wohnortwechsel schnell wieder abebben. Die Eichbäume, an die Friedrich Hölderlin seine Hymne richtete, werden zu Nutzholz von einer bestimmten Anzahl an Raummetern. Und die Mitarbeiter eines Unternehmens werden zu Humankapital, das im Notfall einfach outgesourced werden kann.

Wir machen uns selbst einsam

Wir erleben uns im theoretischen Modus als etwas Von-der-Welt-Getrenntes, als einsames Ich, das von allem, was es umgibt, isoliert ist. Im eigentlichen Sein, das wir als Kinder erlebt haben, gab es diese Trennung nicht. Es gab nicht einmal zwei Seiten, die getrennt sein könnten, sondern nur das situative Erleben eines umfassenden Ganzen, wirklich als Ganzes - sozusagen ohne gedankliche Naht zwischen Ich und Welt. Vielleicht erinnern Sie sich noch: der Sandkasten und Sie waren nicht nur in Interaktion aufeinander bezogen, sondern kamen ganz natürlich und spielerisch aus einem einzigen Guss.

Als Erwachsene jedoch verstehen wir nicht, dass wir es selbst sind[2], die die Welt und das Ich aus jenem universell Ganzen erst voneinander scheiden, indem wir nachdenken. Wir selbst sind es, die abstrahierend Subjekt und Objekt als Gegensätze entstehen lassen,

[2] Es ist sprachlich unumgänglich, die Unterscheidung Ich-Umwelt auch in den Sätzen dieses Textes zu treffen. Genaugenommen sind es eben nicht „wir selbst", die das Ich von der Umwelt trennen, denn diese Beschreibung würde ja ihrerseits schon ein Getrenntsein von einem „Ich" und „der zu trennenden Ganzheit" voraussetzen. Der Vorgang der Trennung, den ich meine, kann aufgrund des abstrahierenden Wesens der Sprache meiner Ansicht nach in einem sprachlich-beschreibenden Rahmen lediglich angedeutet, jedoch nicht klar ausgedrückt werden.

so wie Gott in der Bibel im Akt des Trennens Himmel und Erde erzeugt. Teile und herrsche. Wir bemerken nicht unseren eigenen Beitrag zu unserer Einsamkeit, denn implizit spielen wir doch nur das Spiel mit den Legosteinen. Wir verdecken mit kalten, logischen Begriffen, die wir auf alles anwenden, das eigentliche Sein, das in der Kindheit noch frei lag. Heidegger würde sagen: abstrahierend entleben wir uns und entwelten die Welt.

Je mehr wir an diesem Zustand der tödlichen, sinnentleerten Langeweile leiden, und je mehr wir uns dieses Leidens bewusst werden, desto nachdrücklicher versuchen wir, unser Standardrezept, die Abstraktion, einzusetzen, um uns zu befreien. Denn etwas anderes kennen und können wir nicht. Dabei verstricken wir uns immer tiefer in das, was uns leidend macht. Auch hier: teile und herrsche. Wir setzen uns konzeptuell begründete Ziele, arbeiten „bewusst" an uns und an unseren Beziehungen, versuchen, uns zu verbessern, indem wir z.B. genau die Regeln befolgen, die in Selbsthilfebüchern Erfolg versprechen.

Statt einer Lösung, die ja eigentlich in einem schrittweisen Loslassen, einem zeitweiligen Freiwerden von Konzepten bestünde, geraten wir nur immer tiefer in die Sackgasse der konzeptuellen Sinnlosigkeit hinein. Übrig bleibt in dieser existentiellen Blutleere nur ein winziger, kleiner Rest: die leise Erinnerung an ein Da-war-doch-mal-was. Manchmal vergessen wir auch noch dieses letzte Fünkchen Sein. Es ist bezeichnend, dass die Selbstmordrate in den westlichen Industrieländern weltweit am höchsten ist.

Da war doch mal was

Manchmal dringt das, was da mal war, doch noch zu uns durch. Leise flackert es auf, begegnet uns ungeplant, holt uns ein in seltenen Augenblicken, in denen wir es am wenigsten erwarten - von hinten, von dort, wo wir es nicht sehen konnten. Heidegger beschreibt auch die leise Angst, die aufkommt, wenn es uns lockt, die Kontrolle wieder abzugeben, uns einzulassen, einfach zu leben, statt zu planen, zu teilen und zu herrschen.

Es ist nur ein kurzer Zeitraum, in dem wir *es* spüren und zulassen, obwohl wir Angst davor haben. Es ist der Zeitraum vom Aufflackern bis zu dem Moment, in dem das abstrakte Denken wieder einsetzt und das, was wir da spüren, vorschnell zu kategorisieren versucht. Wenn wir Glück haben, sind wir in diesem Moment unachtsam genug, lassen es einfach weiterlaufen und erfahren dabei für eine kleine Zeitspanne: das Sein.

Das Da-war-doch-mal-was wird dann zu einem deutlicheren, vagen Da-ist-was. Geben wir dem Ungewissen, das wir nun spüren, noch mehr Raum, ohne darüber nachzudenken, wird die Angst existentieller, will uns festhalten in unserer öden, abgestandenen Welt aus Konzepten, Technik und vorhersehbarer Sicherheit.

Wenn wir mutig genug sind, stellen wir uns der Angst. Mit dem ersten, zaghaften Mut kommt zugleich auch die Erregung, die Neugier. Und wenn wir dies immer wieder üben, probieren und uns dabei nicht in konzeptuelle Verstrickungen verlieren, flackert vielleicht nach einiger Zeit eine erste konkrete Idee auf. Dann sehen wir einen ersten kleinen Schritt vor uns, der uns in ein Leben führen könnte, in dem wir irgendwann einmal lachend auf dem Wellenkamm des Daseins surfen.

Der Wellenkamm des Daseins: sobald wir versuchen, ihn konzeptuell zu definieren, ist er wieder verschwunden. Und doch spüren wir genau, was ihn ausmacht. Wir wollen nicht mehr auf einem sicheren, schwerfälligen, technisch angetriebenen Luxusliner mit Swimmingpool, Sonnendeck und Animationsprogramm in konzeptuell-abstrakter Luft dreißig Meter über dem Ozean in eine endlos-fade Leere hinein (und zugleich hinaus) getragen werden, sondern in direktem Kontakt sein mit dem echten Leben, dem Wasser, in dem lichtdurchflutete Algenwälder hin und her schwingen, in dem uns bunte Korallen, Seepferdchen und Clownfische, aber auch Haie und unbekannte Meeresungeheuer um die Füße streichen. Wir wollen aus eigener Kraft schwimmen, uns von der Kopfhaut bis zu den Fußsohlen nass machen, wollen uns verschlucken und prusten, das Salz auf den Lippen schmecken, wollen die Frische der Wellenschläge am Brustkorb spüren, erschrecken, erschaudern und dabei laut lachen. Wir wollen nach Seetang riechende Luft einatmen, in die Weite des blauen Himmels hin ausatmen und dabei von der gleißenden Sonne geblendet werden. Wir wollen in den Wellen sachte auf und ab schaukeln ...

... und das stürmische Tosen der Fluten soll uns in den Ohren klingen, uns durchschütteln und einhüllen. Wir wollen mit den Wellen ringen, gegen das Untergehen kämpfen, wollen uns beweisen, uns messen, wachsen, das pure Leben spüren, das als Solches nur dann in seiner ganzen Tiefe auslotbar ist, wenn wir in ihm auch die Möglichkeit des eigenen Todes mitahnen können.

Und was jetzt?

Vielleicht ist Ihnen aufgefallen: ich schreibe hier immer „wir". Dabei weiß ich gar nicht, wie es Ihnen geht. Zum Beispiel jetzt gerade, während Sie diesen Text lesen. Ich kann im Grunde genommen nur mich selbst fragen: wie abstrakt darf mein Leben sein? Was wünsche ich mir? Wie viel konzeptuelle Sicherheit brauche ich wirklich? Worauf kann ich Einfluss nehmen? Wie kann ich Raum schaffen für das konkrete, einmalige, unreproduzierbare Erleben, das Heidegger die Eigentlichkeit nennt? Wie kann ich Raum schaffen für meine eigene Eigentlichkeit, mein eigenes Sein? Wie kann ich „im Dunkel des gelebten

Augenblicks" (Ernst Bloch) einen hellen Funken schlagen?

Heidegger sagt, das abstrakte Denken lässt das Ich und die Welt als Gegensätze erst entstehen. Diese Trennung macht sich besonders deutlich darin bemerkbar, wie wir in unserer Sprache das Wort *Sinn* verwenden. Sinnliche Erfahrungen, die das Subjekt erlebt, sind für uns heutzutage etwas anderes als der Sinn des Lebens, den wir „draußen" in der Welt zu finden hoffen. Gene Gendlin (1997, 1998) führt diese beiden Bedeutungen im *Felt Sense* wieder zusammen. Ein sinnhaftes Leben erschließt sich uns, indem wir es dem Sein erlauben, als (zunächst) vage, unscheinbare Gestimmtheit von unserer Körpermitte her fühlbar zu werden.

Es scheint mir sinn-voll, an dieser Stelle zu enden. Denn auch dieser Text ist etwas Abstraktes. In der Sprache abstrahieren wir unser Erleben und ein Text wiederum ist abstrahierte Sprache. Ich ende deshalb mitten im Thema mit der Frage: „Und was jetzt?". Es ist gut, dass ich diese Frage nicht mit abstrakten Konzepten beantworten kann.

Literatur

Gendlin, E.T. (1997). Experiencing and the Creation of Meaning: A Philosophical and Psychological Approach to the Subjective (Studies in Phenomenology and Existential Philosophy). Chicago: Northwestern University Press.

Gendlin, E.T. (1998). Focusing: Selbsthilfe bei der Lösung persönlicher Probleme. Reinbeck: rororo.

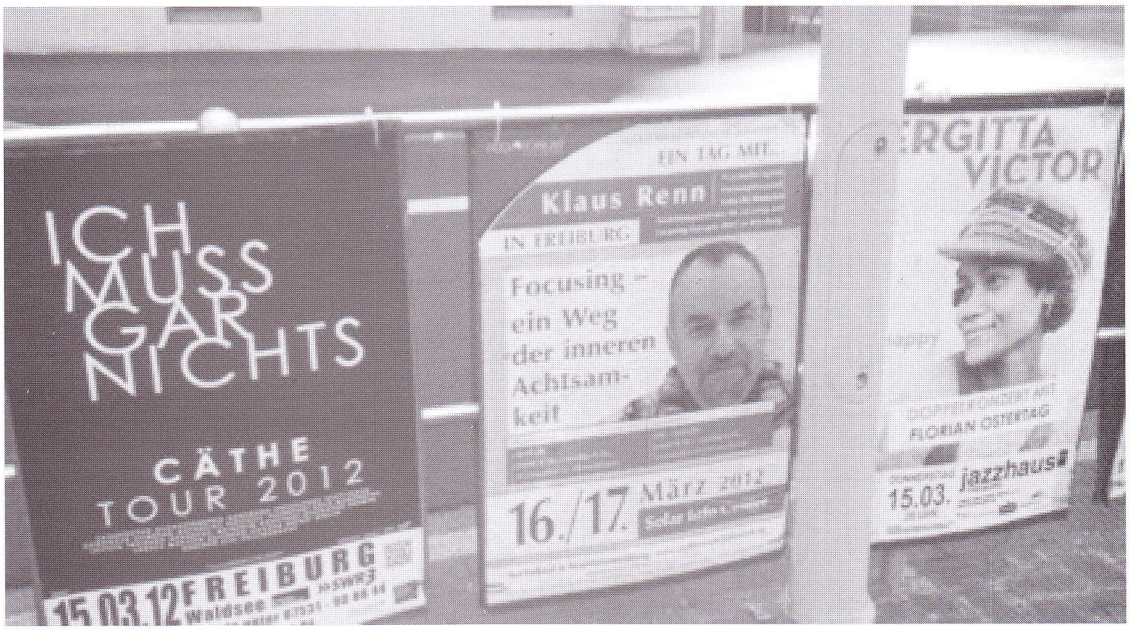
Heidegger, M. (1986, Orig. 1927). Sein und Zeit. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Pirsig, R. M. (1978). Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten. Ein Versuch über Werte. Frankfurt am Main: Fischer.

Svendsen, L. (2002). Kleine Philosophie der Langeweile, Frankfurt/M.: Insel Verlag

Tony Hofmann
D- 90762, Fürth
www.TonyHofmann.de
mail@tonyhofmann.de

Schnappschuss:



Zwischen „ICH MUSS GAR NICHTS" und nett angeschaut von der kreolischen Jazz-Sängerin Bergitta Victor (Nichte des legendären Patrick Victor, der als einer der bedeutendsten Musiker der Seychellen gilt, den man aber vielleicht NICHT kennen MUSS): Klaus Renn plakatiert in Freiburg. Foto von Anke Zillesen (danke, Anke).